

**Erweiterte Erinnerung an bisher vergessene Opfer des NS-Staates
im Garten der Erinnerung, Rathausplatz Vogtsburg**

**Wir erinnern an die Zwangsarbeiter:innen. Es gibt u.a. bei der Stadt Vogtsburg bisher unarchivierte Dokumente und Namenslisten. Franciszek Plachta nennen wir stellvertretend für alle Zwangsarbeiter:innen in Vogtsburg.
Wir hoffen, möglichst viele Namen und Herkunftsländer mit Hilfe der Bevölkerung veröffentlichen zu können.**

Wir gedenken

Franciszek Plachta

geboren am 17. August 1900 in Polen

Wohnort: in Polen; bei Willy und Amalia Heinzelmann, Mittelgasse

Beruf: -

Familie: -

Sonstige persönliche Informationen:

Franciszek Plachta war der Familie Willy und Amalia Heinzelmann in der Mittelgasse zum Arbeiten zugeordnet. Die Familie hatte einen Sohn Hans, geboren am 14. April 1937. Der Zwangsarbeiter Franciszek Plachta und Hans befanden sich am 5. Dezember 1944 in einer Lösshöhle in der Hohl-gasse Luschtweg. Eventuell war die Aufgabe, die Lösshöhle als Luftschutzraum zu erweitern.

Bomber der Alliierten waren zu hören. Franciszek Plachta war neugierig und wollte das Bombardement beobachten. Ein baldiges Ende des Krieges bedeutete für ihn die Hoffnung auf Rückkehr in seine Heimat. Dabei verließ er die Höhle und wurde tödlich getroffen. Franciszek Plachta wurde in Oberrotweil beerdigt. Sein Grab wird bis heute gepflegt. Es ist ein Mahnmal.

Nach einer Erzählung von Sofie und Ernst Sucher aus Oberrotweil, wurde über 50 Jahre später versucht, Familienangehörige in Polen zu finden. Besonders Sofie Sucher selbst hat sich dafür eingesetzt.

Eventuell half der polnische Erntehelfer Edmund (Nachname unbekannt), die Familie zu finden und war erfolgreich! Er soll sogar ein Verwandter von dem Getöteten gewesen sein. Nachkommen besuchten das Grab von Franciszek Plachta im Jahr 2003 oder vorher und konnten trauern.

Der damalige Ortsvorsteher Arno Landerer erzählte diese bewegende Geschichte der Versöhnungsarbeit in seiner Ansprache am Volkstrauertag im Jahr 2003. In diesem Jahr wurden die Friedentauben als Zeichen für den Frieden in aller Welt eingeweiht. Das Denkmal in Oberrotweil wurde von dem Künstler Jaques Millet aus Bickensohl geschaffen.

Die Höhle an welcher Franciszek Plachta starb, gibt es heute nicht mehr. Der Hohlweg zur Mondhalde hoch wurde im Zuge der großen Umlegung (um 1972) zugeschüttet.

Verfolgungskontext: als polnischer Kriegsgefangener zur Zwangsarbeit ins ‚Deutsche Reich‘ verschleppt

Getötet durch einen Bombenangriff am 5. Dezember 1944 mit 44 Jahren in Oberrotweil

Stationen der Verfolgung:

Tag der Gefangennahme

Tag der Verschleppung aus seiner Heimat ins ‚Deutsche Reich‘

Tag der Zuweisung der Familie Heinzelmann in Oberrotweil zur Zwangsarbeit

Wenn er nicht nach Oberrotweil verschleppt worden wäre, hätte ihn dieses Bombardement nicht getötet.

Zum Nachlesen aus der Ortschronik ROTHWEIL, 2000

Harald Noth: Lueginsland-Beitrag „Dzjenkuje bardzo“, Badische Zeitung 25.11.1997;
Dorfchronik ROTHWEIL, 2001, Seite 301

Katja Schwab: „Flüchtlinge, Kriegsgefangene, Fremdarbeiter“; Dorfchronik ROTHWEIL,
2000, Seite 345 - 348

Barbara Stockfisch: „Leben mit den Zwangsarbeitern“; Dorfchronik ROTHWEIL, 2000, Seite
300/301

Foto, ebenda, Seite 302: französische und polnische Zwangsarbeiter:innen



Foto: Familienbesitz Gretel Räßle

Beim „Vergiften“. Rechts Magret Staiger, geb. Galli, Luzia aus dem Elsaß und zwei polnische Zwangsarbeiter.

Barbara Stockfisch und Harald Noth



Konstantin Abramowitsch
Foto: im Archiv des Landkreises

Leben mit den Zwangsarbeitern

von Barbara Stockfisch

Nach dem Ende des Frankreichfeldzuges am 22. Juni 1940 kamen im darauffolgenden Herbst die ersten französischen Kriegsgefangenen nach Deutschland. In Oberrotweil waren diese in einem großen Saal im Gasthaus „Bei's Ochsners“ untergebracht. Ihre Mahlzeiten bekamen sie bei den Familien im Dorf, die sie alle drei Tage wechseln mußten. Ein bewaffneter Wachmann holte sie zur Arbeit ab und brachte sie wieder zurück.

Die polnischen Zwangsarbeiter hatten ihre Unterkunft in der alten Rebschule hinter dem Rathaus. Sie mußten ein Abzeichen tragen, das sie als Polen auswies, durften kein Theater, Kino oder Gaststätten besuchen, nicht einmal der Bürgersteig war ihnen zur offiziellen Benutzung erlaubt. Auch sie wurden in den Familien gepflegt, engerer freundschaftlicher Kontakt war dabei jedoch nicht erwünscht. Die meisten Oberrotweiler Familien ließen sich hierbei nichts vor schreiben. Eine Zeitzeugin erinnert sich: „Glauben Sie, wir haben nur ein Stück Kuchen gegessen, ohne daß der Pol' mit am Tisch saß?“ Hier lag es im Bereich der Frauen, die Männer waren weitgehend im Krieg, sich durch Zivilcourage im Alltag über die Bestimmungen „von Oben“ hinwegzusetzen. Auch zu den Kindern der Oberrotweiler Familien standen die Gefangenen meist in guter Beziehung: „Der Stanislaus hat mir als Kind sogar einen Roller gebaut. Mit Rädern von einem alten Kinderwagen.“

Den Oberrotweiler Frauen wurden in wenigen Fällen deutsche „Arbeitsmädchen“, wie andernorts üblich, als Hilfe bei der landwirtschaftlichen Arbeit zugewiesen. Auch die Fremdarbeiter waren nur selten dafür eingesetzt. Unter Aufsicht mußten

sie tagsüber bei der Rebumlegung „Am Henkenberg“ arbeiten und konnten „wenn man sie fragte“ abends bei den Gastfamilien im Stall helfen. „Es war nicht selbstverständlich, daß sie im Hof helfen. Höchstens abends, wenn sie gewollt haben, da hat man fragen müssen ... Das ist so eingeteilt worden, die Leute, die einen Sohn im Krieg hatten, die hatten die Berechtigung gehabt für so einen Gefangenen. Eine kleine Hilfe hat man gehabt. Nur abends wenn Feierabend war.“

1943 kam Konstantin Abramowitsch mit einem Transport russischer Fremdarbeiter zu Familie Vögtle nach Oberrotweil. Er wurde dort gepflegt und es wurde für ihn gewaschen. Sogar ein eigenes Zimmer mit separatem Zugang stand ihm zur Verfügung. Die Familie bekam dafür eine Entschädigung. Zur Arbeit ging er zum Henkenberg und abends half er im Stall und Hof aus. Die Frauen dieser Familie waren froh, daß es noch einen Mann im Haus gab, doch das war nicht überall so: „Es hat auch Familien gegeben, wo die Frauen alles haben machen müssen, und die haben's gelernt. Das glauben Sie gar nicht, wie stark der Mensch ist. Früher haben auch die Leute mit dem Ochsenkarren fahren müssen und das ist alles gegangen. Oder Grünfütter holen, oder mit der Sense mähen, das haben viel Frauen gemacht. Das war keine Frauenarbeit, aber in der Not haben sie's gemacht und wenn's halt nicht so schön war, aber die Hauptsach' ist, sie haben was heimgebracht.“ So mußten auch schon die Mädchen die Jungenarbeit machen, und mancher Vater ist jetzt froh gewesen, daß er ein Mädchen zu Hause hatte. „Der Vater hat gesagt, ich bin froh, daß ihr Maidle seid, sonst wärt ihr alle im Krieg. Ich hätte auch in den Krieg müssen. Wir haben ja nur vier Buben gehabt in meinem Jahrgang 1927. Und zwei davon sind gefallen. Der Vater ist dann zum Volkssturm und dann sind wir mit der Mutter allein gewesen, und das Vieh noch daheim.“ Obwohl es unerwünscht, ja sogar verboten war, pflegten viele Familien einen freundschaftlichen Umgang mit den ihnen zugewiesenen Fremdarbeitern. So kam Konstantin Abramowitsch im Frühjahr 1945 noch einmal von Freiburg in den Kaiserstuhl, um sich zu verabschieden. Elisabeth Vögtle weiß es noch genau: „Die haben grad' den ‚Kastin‘, und da sagt meine Mutter, Ja, Kastin, wo kommst du her?“, und da hat er gesagt, ‚Weißt, du immer gut, ich noch einmal kommen, auf Wiedersehen sagen‘“.

Die Zeit im Kaiserstuhl hinterließ bei Konstantin Abramowitsch solch einen starken Eindruck, daß er nach 47 Jahren im August 1992 den Entschluß faßte, mit seiner Tochter Maria an den Platz seiner Kriegsgefangenschaft zurückzukehren. Er kam wie damals mit dem Zug aus seiner Heimat und stieg am Bahnhof Oberrotweil aus. Sie wurden von Familie Vögtle herzlich empfangen, und sogar die Sprache stand der Verständigung nicht im Weg. „Auf jeden Fall, der Konstantin hat noch den Kaiserstühler Dialekt gekonnt, wo er wieder hergekommen ist.“ Er half der Familie auch jetzt wieder unermüdlich im Hof und Feld: „Er mußte immer was zu schaffen haben.“ Er feierte seinen 85. Geburtstag mit ihr in Oberrotweil. „In Deutschland gibt es gute Menschen“, sagte er oft und keiner in Rußland wollte's ihm glauben. Das wollt' er der Maria, seiner Tochter, zeigen.“ So wurde nach fast 50 Jahren mit einem Besuch in Oberrotweil durch eine persönliche, freundschaftliche Beziehung ein Stück Völkerversöhnung geleistet.



Foto: Familienbesitz Elisabeth Vögtle

Von links: Elisabeth Vögtle, Konstantin Abramowitsch, Frau Wirbel und Maria Abramowitsch.

Auszug aus „Was hat man denn auf dem Land?“ – Frauen-Leben in Oberrotweil. Von den 30er Jahren bis heute.“, einem Forschungsprojekt der Verfasserin. Ungekürzt siehe im Manuskriptarchiv des Heimat- und Geschichtsvereins.

Zum – nicht immer gleich gebliebenen – Status der Kriegsgefangenen bzw. Fremdarbeiter siehe auch Katja Schwab, Kapitel „1933 – 1945“.

Lueginsland

Dzjenkuje bardzo

Uf em Spargle-Acker, im Arbele-Fald un in dr Rabe hert mer hit viil Polnisch. Ohni Hilfsgräft vu Pole un us andere Länder ka mänke Bütür nimmi iber d Runde kumme. Diä Üsländer verdiäne nit viil, hän aber änewäg ebis drvu, in ihrene Länder. Viil vu däne Pole hän fascht Familiä-Achluss bi ihrenem Bütür, bsunders, wänns e gleine isch. Do isst nit sälte dr Gnächt am gliche Disch wiä d Bütürsit un ihrini Kinder - was heißt Gnächt? E Deil sin richtig befräindet un kumme alli Johr, wäre alli Johr gruefe.

Pole in dr südbadische Landwirtschaft hets scho im Griäg gha, Zwangsarbeiter. Eine drvu het Franciszek gheisse. Diä Lit, wun er het mäße schaffe biin ene, hän em aber Franz gsait. Eimol isch er mit em Hans, des isch dr Bue vu däne Lit, in dr Rabe gsii go e Hehli mache. Uf eimol kunnt e Fliäger-Agriff, dr Franz goht nüs go däne Fliäger noluege. Dr Hans hets iberläbt, in dr Hehli, dr Franciszek isch droffe wore. Vu däm Unglick zäigt hit noch si Grabstei uf em Rothwiiler Kirchhof - mit polnischer un ditscher Inschrift. Im Hans si Familiä haltet im Franz si Grab hit noch in Ehre.

Im gliche Dorf, wu dä Grabstei stoht, sin diamol im hochditsche Erntedank-Gottesdiänscht au Läsunge uf Polnisch ghalte wore. Des hani guet gfunde un ha dänkt, wiä nätt wärs, wämmer au emol ebis uf Alemannisch dät here in dr Kirch. „Gebt euch ein Zeichen des Friedens!“ het dr Pfaar am Schluß gsait un diä Kaiserstühler un diä Pole hän sich d Hand gää. No het dr Burgemeischer gschwätzt un - ich droiminerfe Ohre fascht nit - dr Ortsvorsteher goht ani un sait vor däre volle Kirch uf Polnisch: Dzjenkuje bardzo! Un erklärt drno uf Alemannisch, was er meint: au är mächt Dankschen sage in allene, wu gholfte hän bim Herbschte.

Wiä lang hämmer si noch, diä Gescht? D Politik will si verdränge, d Pole, un will ditschi Arbetslosi iisetze. Küm eber glaübt, ass des funktioniärt. Ender ka mer glaübe, ass dr Driibelvollernter Fueß fasst. Däte d Politiker ringer sälle abschaffe, un zwar in dr ganze EU. Aber des kenni si nit. E Deil wänns au nit.

Harald Noth



Foto: Familienbesitz Gretel Rappke

Foto: Familienbesitz Elise Schreiber

Beim „Vergiften“. Rechts Magret Staiger, geb. Galli, Luzia aus dem Elsaß und zwei polnische Zwangsarbeiter.

lichen Weinbauinstitut Freiburg in Gang gebracht. Sie konnten die Grundstücksbesitzer am Henkenberg überzeugen, daß auf den zum Teil durch Kriegseinwirkungen geschädigten Rebstücken ein rationeller Weinbau nur durch einen planmäßigen Rebenaufbau möglich war. Die Kosten der Flurbereinigung und des Aufbaus wurden zum größten Teil vom Staat getragen, dadurch wurde die Zustimmung der Grundstückseigentümer erleichtert. Die Durchführung der notwendigen Maßnahmen wurde dem tatkräftigen Ortsbauernführer Viktor Schwab übertragen, er wurde von seinem Stellvertreter Wilhelm Stuber intensiv unterstützt. Die Planierungsarbeiten wurden mit nur einer Kettenzugmaschine, ohne weiteren Einsatz von Großmaschinen durchgeführt. Infolge der Einberufung der jüngeren Männer zum Kriegsdienst mußten die anfallenden Arbeiten von älteren Männern, Frauen, Kindern und Kriegsgefangenen (hauptsächlich Polen) bewältigt werden. Selbstverständlich ergaben sich bei diesem Verfahren in so schwieriger Zeit auch kriegsbedingte personelle und sachliche Probleme, die große Anforderungen an die verantwortlichen Personen der Teilnehmergeinschaft stellten. Schließlich konnte das Verfahren jedoch erfolgreich abgeschlossen werden.

Der wiederaufgebaute Henkenberg mit einer Fläche von 19 Hektar wurde mit der Sorte Ruländer bei einer Standweite von 140 x 130 cm in Form der Drahtrahmen-

erziehung bepflanzt und allen deutschen Wein den planmäßigen Reb Flurbereinigung wurde zusammengelegt und

Nach dem Krieg h so großen Umfang a Bekämpfung dieses S als unwirtschaftlich u de von Seiten des da späteren Landes Bac Rebenaufbau in Ver lung finanziell geför

Wie bereits berich klein, wiesen keinen rationell bewirtscha wurden immer m maschinen- und Ger sich daher von den ü ihrer Rebflächen trenen und Geräte kor durch eine großzügig die Voraussetzungen erkannten, daß i des immer stärker eigenen Land und

Flüchtlinge, Kriegsgefangene, Fremdarbeiter

Auch in der Zeit nach der zweiten Räumung war vom Krieg direkt wenig zu spüren. An die weiterhin stattfindenden Propagandaveranstaltungen war man bereits gewohnt, doch die Präsenz der vielen fremden Menschen im Ort irritierte so manchen. In jedem Haus, in welchem es nur ein bißchen Platz gab, waren Soldaten untergebracht. Wenn diese keine Truppenübungen hatten, gingen sie in den Häusern aus und ein. Um die Versorgung mußten sich die Oberrotweiler Frauen allerdings nicht kümmern, da die Wehrmacht Feldküchen eingerichtet hatte, in denen die Soldaten essen konnten. Im Laufe der Kriegsjahre wurden immer mehr „Ausgebombte“ aus deutschen Großstädten aufgenommen. Die ersten Flüchtlinge aus der Bodenseegegend trafen bereits im Oktober 1939 in Oberrotweil ein. Aufgrund der mittlerweile im Dorf entstandenen Enge wurden nicht alle Flüchtlinge mit offenen Armen empfangen. Das Wohnungsamt requirierte jeden freien Raum, in einigen Fällen auch über die Interessen der Gemeinde hinweg: Im März 1944 beschwerte sich beispielsweise der Bürgermeister beim Landrat darüber, daß eine achtköpfige Oberrotweiler Familie ihre Wohnung zugunsten eines fliegergeschädigten Berliners räumen mußte.

Neben den Soldaten und den Flüchtlingen gab es noch eine weitere Gruppe von Neu-Oberrotweilern. Ein Großteil der männlichen Arbeitsbevölkerung kämpfte in der



Ludwig, Konrad
† 23.9.43



Maulbetsch, Heino
† 22.8.44

Wehrmacht und in vielen Betrieben mußten die Frauen mit ihren Kindern und der Arbeit alleine zurechtkommen. Um dieses Defizit an Arbeitskräften auszugleichen, setzten die Nationalsozialisten Kriegsgefangene und später Fremdarbeiter als „landwirtschaftliche Hilfskräfte“ ein. Die Mehrzahl der im Deutschen Reich zur Zwangsarbeit eingesetzten Kriegsgefangenen und Fremdarbeiter stammte aus Frankreich, Polen und der Sowjetunion. So waren auch in Oberrotweil zwischen November 1940 und Oktober 1945 64 Franzosen, 58 Polen (darunter 11 Frauen und 5 Kinder) und 36 Russen (darunter 17 Frauen) beschäftigt. Ohne die Hilfe dieser Gefangenen wäre es den meisten Oberrotweilern nicht möglich gewesen, für den eigenen Lebensunterhalt zu sorgen, geschweige denn das geforderte Ablieferungssoll zu erfüllen. Die Franzosen, Polen und Russen kamen nicht freiwillig, sondern einzig und allein als Mittel zum Zweck, um die deutsche Kriegswirtschaft anzukurbeln. Nach wenig erfolgreichen Versuchen in den besetzten Gebieten Fremdarbeiter für einen Einsatz im Deutschen Reich anzuwerben, wurden diese kurzerhand zwangsverpflichtet. Keiner der ausländischen ‚Zivilarbeiter‘ durfte sich während seines Arbeitseinsatzes weder Arbeitsstelle und Wohnort selbst wählen, noch durften sie sich treffen oder versammeln. Zwischen Franzosen, Polen und vor allem den Russen wurde



Rebenspritzen mit Kriegsgefangenen.
Foto: Familienbesitz Karl Bleichner

innerhalb der deutschen Führung erheblich differenziert. Die Lebensbedingungen der Arbeiter aus dem Osten waren in den meisten Fällen schlechter als die der Arbeiter aus dem Westen. Die sowjetischen Zivilarbeiter trugen zur Kennzeichnung „Ost“, die polnischen ein „P“. Die Nazi-Propaganda vermittelte, daß die Kriegsgefangenen ‚faule, gefährliche‘ und vor allem die sowjetischen Gefangenen ‚rassisch minderwertige Menschen‘ seien, die Frauen und Kinder schänden würden.



Bumen und der Kriegsgefangene „Wardeck“.
Familienbesitz Martha Bumen



Henkenberg-Umlegung: links Viktor Schwab, auf dem Traktor Josef Hinterseh und Ludwig Loser (Elsaß) sowie Kriegsgefangene.
Foto: Familienbesitz Gretel Rappke



Messerschmidt, Alfred (35)
† 24.3.45



Meyer, Ernst (22)
† 24.6.42



Noth, Alfred (45)
verm. 28.6.44
Ural



Noth, Emil
† 3.9.42

Foto: Familienbesitz Hedwig Diercke



Der französische Kriegsgefangene Alfred Sarre, verheiratet, zwei Kinder, aus Clérmont-Ferrand und Lehrer bei der Firma Michelin. Arbeitete von November 1942 bis April 1945 u.a. bei den Familien Emil Dienst und Hermann Vögte.



Französische Gefangene auf dem Durchmarsch 1940, im Hintergrund das Hofgut von Gleichenstein.
Foto: Familienbesitz Martha Dammann

Die ersten polnischen Kriegsgefangenen kamen per Zug in das Dorf und wurden im Triebhüsl in einem Sammel-lager untergebracht. Unmittelbar bei ihrem Eintreffen erhielten die Oberrotweiler vom Landrat auf Flugblät-tern die ersten Anweisungen für ihr Verhalten gegen-über den Gefangenen:

„Die ersten Kriegsgefangenen sind eingetrof-fen. Daraus erwachsen auch Aufgaben für Euch: Bleibt den Gefangenen fern! Gehorcht den Wei-sungen der Wachmannschaft! Helft mit bei der Überwachung der Gefangenen! Meldet alles Ver-dächtige der Ortspolizei. Verhütet jede Art von Fluchtversuchen, von Sabotage und Spionage, die den Gefangenen außerhalb des Lagers möglich wäre! Vergeßt nicht, daß auch die kleinste Unvorsich-tigkeit im Verkehr mit den Gefangenen die schwer-wiegendsten Folgen nach sich ziehen kann. Seht in den Kriegsgefangenen Menschen, die nicht zum Gegenstand der Neugierde oder des unberechtig-ten Mitleids gemacht werden sollen. Wer den Gefangenen zur Flucht verhilft oder in uner-laubte Beziehungen zu ihnen tritt, ihnen etwas zusteckt, Tauschgeschäfte mit ihnen zu machen sucht oder Briefschmuggel begünstigt, wird als Landesverräter bestraft. Vergeßt nie, was ihr Volk und Führer schuldig seid!“

Daß die Überwachung und Denunziation selbst über Tausende von Kilometern funktionierte, zeigt nachfol-gender Bericht. Im November 1943 war Zeitzeuge I auf Heimaturlaub in Oberrotweil, nachdem er bereits seit zwei Jahren als Soldat in der Ukraine stationiert war. Während dieses Aufenthalts lieferte er eines Abends am Milchhäusle beim alten Marktplatz die Milch ab und traf dort auf junge Ukrainerinnen, die in Oberrotweil Zwangsarbeit leisten mußten. Die Mädchen konnten kaum deutsch, aber mit Hilfe einiger weniger Brocken ukrainisch, welche Zeitzeuge I als Soldat gelernt hatte, kam man ins Gespräch. Diese fragten ihn u.a. nach den deutschen Wörtern für Milcheimer, Schubkarre und d-ergleichen. Zurück in der Ukraine, bestellte ihn sein Ba-taillonskommandeur ein, da eine Beschwerde eingegan-gen war, daß er Kontakt mit Kriegsgefangenen gehabt hätte. Da die beiden sich seit Jahren kannten und er den Fall wie beschrieben schilderte, hatte diese Episode au-ßer einer Verwarnung kein weiteres Nachspiel für ihn.

Den größeren landwirtschaftlichen Betrieben wurde ein Gefangener zugeteilt, die kleineren teilten sich ei-nen. Diese Gefangenen mußten zwangsläufig mehr ar-beiten, einige schufteten bei einem Tageslohn von 0.80 Reichspfennig (abzüglich Bekleidung und Lagermittel) bis zu 365 Stunden im Monat, das heißt 7 Tage in der Woche ca. 12 Stunden täglich. Die russischen Arbeiter wurden in der Zeit von August 1943 bis September 1944 gemeinsam in der Rebumlegung am Henkenberg ein-gesetzt.⁸¹



Noth, Robert (22)
verm. 23.6.44
Orscha

Obne Bild
Pfund, Hermann
† 2.4.45



Polzin, Helmut (23)
† 4.8.42
Kunilowo



Polzin, Kurt (22)
† 7.8.44
Zwirgzdaicia



Rantzsch
† 26.1

Wie ein Gefangener behandelt wurde, hing von der Einstellung und der Humanität des Einzelnen ab. Bei einigen saßen die Gefangenen trotz ausdrücklichen Verbots des Ortsgruppenleiters Münzer am gleichen Tisch, bei manchen – vor allem Parteimitgliedern – mußten sie alleine oder in einem gesonderten Raum essen. Nachdem Polen deutsches Generalgouvernement wurde, waren die Polen offiziell keine Gefangenen mehr sondern „freiwillige Zivilbürger“. Dennoch durften sie sich nach wie vor nicht frei bewegen, mußten weiterhin die erkennbaren Abzeichen an ihrer Kleidung tragen und durften die Ortsgrenze nicht ohne vorherige Genehmigung verlassen.

Zunächst waren viele Oberrotweiler noch skeptisch und auch aus wirtschaftlicher Sicht voller Mißtrauen: „Am Anfang wollte niemand einen Polen. Es gab Leute, die im Winter keine Polen wollten, weil das zusätzliche Esser waren.“⁸² Im Laufe des Zusammenlebens konnte das Mißtrauen weitgehend abgebaut werden und lediglich ein polnischer Kriegsgefangener beschwerte sich nach Kriegsende bei der französischen Kommandantur über die schlechte Behandlung: „Der xx hatte den Polen mal verdroschen und hat ihn schlecht behandelt. Der Pole sagte immer: ‚Wenn das alles mal vorbei ist ...!‘ Der xx saß ja mal [nach April 1949] im KZ [gemeint ist Kriegsgefangenenlager], weil er die Polen schlecht behandelt hat, das waren für ihn Menschen zweiter Klasse.“⁸³

Versorgungslage

Viele Ältere hatten noch die Situation aus dem I. Weltkrieg vor Augen und waren froh, nicht wie damals Hun-



Grab des Bombenopfers Franciszek Plachta auf dem Oberrotweiler Friedhof

Stand der Recherche: Januar 2025